

Siehst du den Speed?

Motorsport begleitet mich, seit ich denken kann.

Als Jugendlicher stand ich morgens um sechs im Regen, um bei einem Formel-1-Rennen einen guten Platz zu bekommen. Ich schlief im Auto, weil ein Hotel zu teuer war. Ich jagte Autogrammen und Fotos der Rennfahrer hinterher, schlich mich auf Wegen in die Boxengasse, die nicht für Zuschauer gedacht waren, und liebte alles, was laut und schnell war und nach Benzin roch.

Später wurde aus dieser Leidenschaft ein Teil meines Berufs. Ich durfte Motorsportstrategien entwickeln, selbst ein DTM-Rennen in China organisieren und erfüllte mir irgendwann einen Traum, den ich als Kind für völlig unerreichbar gehalten hätte: Ich fuhr, wie eingangs des Buches geschildert, ein Formel-1-Auto. Motorsport war nie nur ein Hobby. Er war ein Teil meiner Welt. Deshalb wollte ich diese Welt auch Ben zeigen. Die Einladung eines Freundes ermöglichte es uns. Bei unserem ersten Rennwochenende durfte er kurz vor dem Start durch die Startaufstellung gehen.

Während ich wie früher auf Fahrzeuge und Fahrer blickte, tastete Ben vorsichtig über die Türen eines DTM-Rennwagens. Er strich über das Carbon, öffnete die federleichte Tür und stellte sich vor, wie die Autos aussehen, die er sonst nur hört.

Für einen Moment begegneten wir derselben Welt.

Nur nicht mit denselben Augen.

Nach dem Rennen wartete eine Überraschung auf ihn. Ein BMW M2 Cup rollte langsam aus der Boxengasse. Ben saß auf dem Beifahrersitz. Aufgeregt. Eine Runde in einem echten Rennwagen an einem echten Rennwochenende. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, ich sei nicht ein wenig eifersüchtig gewesen. So oft sitzt man schließlich auch nicht auf dem Beifahrersitz eines Rennwagens. Manche Erlebnisse haben kein Ablaufdatum. Kurz zuvor standen wir noch in der Boxengasse. Autogramme von Rennfahrern. Ein kurzes „Hallo“ von einem ehemaligen Formel-1-Fahrer – für Top-Gear-Fans: Tim O’Clock. Zugang zu Räumen, die für mich als Kind unerreichbar gewesen wären.

Ich war glücklich.

Am nächsten Morgen fragte ich Ben, ob wir noch einmal zur Rennstrecke gehen wollten.

„Ja.“

Die Antwort überraschte mich nicht. Die Begründung schon. „Einige der Leute dort hatten so schöne Stimmen. Die möchte ich wieder treffen.“ Nicht die Autos. Nicht der Klang der Motoren. Die Stimmen. Für mich war Motorsport immer ein visuelles Erlebnis. Ich sah Fahrzeuge, Zweikämpfe, begeisterte Fans und unzählige kleine Details, die für mich Motorsport ausmachten. Ben erlebte dieselbe Welt völlig anders. Für ihn existierten viele dieser Orientierungshilfen nicht. Menschen treten für ihn nicht über Bilder in Erscheinung. Er hört, wie jemand spricht, wie lange jemand zuhört und ob Interesse echt wirkt oder nur höflich.

„Singt schön, hat aber einen komischen Namen“, sagte er einmal über Lady Gaga.

„Ich habe mich in ihre Stimme verliebt“, sagte er über seine erste Liebe.

In der Welt, aus der ich komme, wird Bedeutung häufig sichtbar gemacht. Über Kleidung, Büros oder Parkplätze. Das hilft bei der Orientierung. Man glaubt schnell zu wissen, wer wichtig ist. Und oft stimmt das sogar. Aber eben nicht immer.

Für Ben ist der Vorstand einfach ein Mensch. Genauso wie der Rennfahrer oder der Professor. Unterschiede entstehen erst später. Durch Verhalten. Durch Aufmerksamkeit. Durch die Art, wie jemand spricht. Die Frage, ob Worte und Verhalten zusammenpassen. Wir investieren viel Energie in Wirkung. Deutlich weniger in Wahrnehmung. Ich höre, wie Ben von Begegnungen erzählt. Er spricht selten darüber, welche Position jemand hatte oder wie bekannt eine Person war. Er erzählt davon, wie sich Menschen verhalten haben.

„Diese Person meinte es nicht ehrlich mit mir“, sagt er manchmal.

Solche Sätze beeindruckten mich bis heute. Manchmal erschrecken sie mich sogar. So wie die Hand auf meiner Schulter. Ben fragt plötzlich, ob alles in Ordnung sei. In diesem Moment stimmt tatsächlich etwas nicht. Ich hatte nur beschlossen, nicht darüber zu sprechen.

Ben hatte es längst bemerkt.

Auffällig ist, wie schnell er auf manche Menschen reagiert und wie zurückhaltend auf andere. Er hört oft nicht nur, was gesagt wird, sondern auch, wie es gesagt wird. Manchmal sogar das, was unausgesprochen bleibt. Wie unterschiedlich diese beiden Arten von Wahrnehmung sind, wurde mir später auf ziemlich banale Weise vorgeführt.

Einige Zeit später spielten wir gemeinsam mit einer KI-Anwendung, die blinde Menschen im Alltag unterstützen soll. Sie beschreibt Gesichter, Gegenstände oder Räume.

Sie analysierte mich und erklärte nüchtern: „Ein 56-jähriger Mann.“

Ich war damals 48.

Abgesehen vom Wirkungstreffer für mein Ego und der wenig schmeichelhaften Feststellung, dass mein Lebenswandel der ewigen Jugend wohl nicht besonders zuträglich war, war eines interessant: Die App beschrieb mein Gesicht, das Ben gar nicht sehen konnte. Beide interessierten sich wenig für das Bild, das ich selbst von mir hatte. Die Maschine beschrieb mein Äußeres. Ben nahm Verhalten, Stimme und Aufmerksamkeit wahr. Aus einer technischen Spielerei entstand eine Frage: „Was bleibt von mir übrig, wenn man mich nicht mehr über Bilder wahrnimmt?“

Wir alle nutzen mentale Abkürzungen, um Menschen einzuordnen. In Bruchteilen von Sekunden sortieren wir sie in vertraute Schubladen. Das ist normal. Ohne solche Vereinfachungen wäre die Welt deutlich anstrengender. Aber jede Abkürzung hat ihren Preis. Wer sich zu sehr auf sie verlässt, verwechselt leicht Erscheinung mit Substanz.

Ben kann viele dieser Abkürzungen nicht nutzen. Ihm wird weniger vorsortiert. Das macht manches schwieriger, zwingt ihn aber auch, sich Menschen und Situationen auf andere Weise zu erschließen.

Wir dagegen bekommen permanent Bewertungen, Bilder, Empfehlungen, Rankings und Meinungen geliefert. Vieles von dem, was wir heute Aufmerksamkeit nennen, ist in Wahrheit nur Fremdsteuerung mit gutem Interface.

Was bleibt von einem Menschen übrig, wenn Bilder, Titel und Status keine Rolle mehr spielen?